

«Ich weiss es noch nicht»

Paul Parin, der Begründer der deutschsprachigen Ethnopschoanalyse, verlor im hohen Alter erst seine Frau und dann sein Augenlicht. Ein Gespräch mit dem fast Neunzigjährigen über das Weiterleben. Von David Signer (Text) und Helmut Wachter (Bild)

Herr Parin, wie geht's?

Ordentlich. Wenn man so spät im Leben noch erblindet, dann ist das so ein tiefer Einschnitt, dass man zufrieden sein muss, wenn man sich einigermaßen einrichten kann. Da bin ich dran. Ich kann in meiner Wohnung weiterleben ohne permanente Betreuung. Gut geht es mir allerdings nicht seit der Erblindung.

Sie können nicht mehr lesen und schreiben; das muss hart sein.

Seltsamerweise ist noch nie so viel von mir erschienen, wie seitdem ich nicht mehr schreibe. Drei Publikationen allein in diesem Jahr. «Die Weissen denken zu viel» kommt in einer Art historischen Ausgabe heraus. Kurios: Dank meines hohen Alters kann ich nun die eigenen Werke als Zeitdokumente lesen. Ob sie immer noch interessant sind, müssen die Leser entscheiden.

Vor neun Jahren ist Ihre Frau gestorben. 58 Jahre waren Sie mit ihr zusammen.

Goldys Tod war der grosse Einschnitt in meinem Leben; bis dahin war ich zwar alt, aber hatte zusammen mit ihr ein schönes Leben; seither ist mir das Leben lediglich möglich. Aber dann entschloss ich mich weiterzuleben. Ich hatte seit Jahrzehnten den grünen Star; ich war gerade in den Vorarbeiten zu einer längeren Geschichte, als ich erblindete. Ich kann nicht diktieren. Ich hatte zwar in meiner Praxis immer ein Diktiergerät; das habe ich am letzten Tag meiner Analytikertätigkeit dem letzten Analysanden geschenkt. Da war ich 74. Aber Geschichten kann ich nicht diktieren.

Nach dem Tod Ihrer Frau haben Sie sich entschieden weiterzuleben, sagten Sie. Heisst das, Sie haben mit dem Gedanken an Selbstmord gespielt?

Gespielt nicht, ich habe das sehr ernst genommen und lange abgewogen. Wenn sich jemand umbringt, nimmt man ihm das übel. Auch die besten Freunde können es nicht verkraften. Sigmund Freud ist nach Jahrzehnten des Leidens an seinem Krebs mit seinem Hausarzt übereingekommen, den Schmerzen ein Ende zu bereiten. Er hat noch die Emigration nach England mitgemacht, aber die Schmerzen liessen sich auch mit schwersten Mitteln nicht beruhigen. Sein Arzt hat ihm dann den Tod ermöglicht. Das wird ihm immer noch von den meisten seiner Biografen übelgenommen, obwohl es zweifellos vernünftig war.

Warum haben Sie es schlussendlich nicht getan?

Obwohl ich nicht mehr so leben kann wie mit Goldy, bin ich zum Schluss gekommen, weiterzumachen, weil es meine lieben Freunde und Freundinnen, auch die aufgeklärtesten, unreligiösen und scheinbar ungebundenen, als Schlag empfunden hätten. Ich habe die Krise dann überwunden, indem ich eine Art Selbstpsychotherapie mit mir anstellte. Die Möglichkeiten, sich umzubringen oder sich umbringen zu lassen, habe ich ernstlich geprüft. Als Arzt konnte ich mich da seriös informieren, damit es nicht bei einem Selbstmordversuch bliebe.

Trotz Ihrer Altersgebrechen sind Sie froh, dass Sie weitergemacht haben?

Ich weiss es noch nicht. Von meinem Temperament und meiner Sozialisation her bin ich ein Optimist. Die Flasche Whisky ist für mich immer halb voll und nicht halb leer. Seit meinem 12. Lebensjahr war es mir nicht gleichgültig, was in der Welt vor sich geht, ich war an Politik und der Weite der Welt interessiert. Heute erlebe ich eine hoffnungslose Verstrickung in eine Politik, die ich nie billigen konnte. Insofern kann von «froh sein» nicht die Rede sein. Man könnte sagen, intellektuell wäre ich froh, ich müsste nicht mehr weiterleben in dieser Welt; gefühlsmässig lebe ich so, als würde ich noch auf ich weiss nicht was warten. Intellektuell bin ich ein absoluter Pessimist, aber zugleich fallen mir immer wieder Dinge und Möglichkeiten ein, die mich weiterleben lassen; ich muss eine grausame Vitalität haben.

Ich bin 42; ich kann mir gar nicht vorstellen, wie das ist, neunzig zu sein.

Mir kommt das ja auch merkwürdig vor. Ich erinnere mich, als ich etwa zwanzig war, hatte ich einen Freund, und wir sagten: Also, über vierzig wollen wir nicht werden. Ich habe das dann etwas vergessen. Aber als Goldy starb, wurde ich schlagartig zum Greis. Und jetzt bin ich sogar ein blinder Greis.

Ist es Ihnen möglich, Ihr Leben in einigen Sätzen zusammenzufassen?

Schwierig. Mein Leben war subjektiv und leider auch objektiv ereignisreich. Meine frühere Verlegerin schrieb mir einmal, sie möchte einen Lebenslauf von mir auf höchstens zwei Schreibmaschinenseiten. Das ist nicht möglich. Bei welchen Gelegenheiten muss man Lebensläufe schreiben? Beim Eintritt in eine kommunistische Partei, damit sie später etwas in der Hand haben und sagen können,

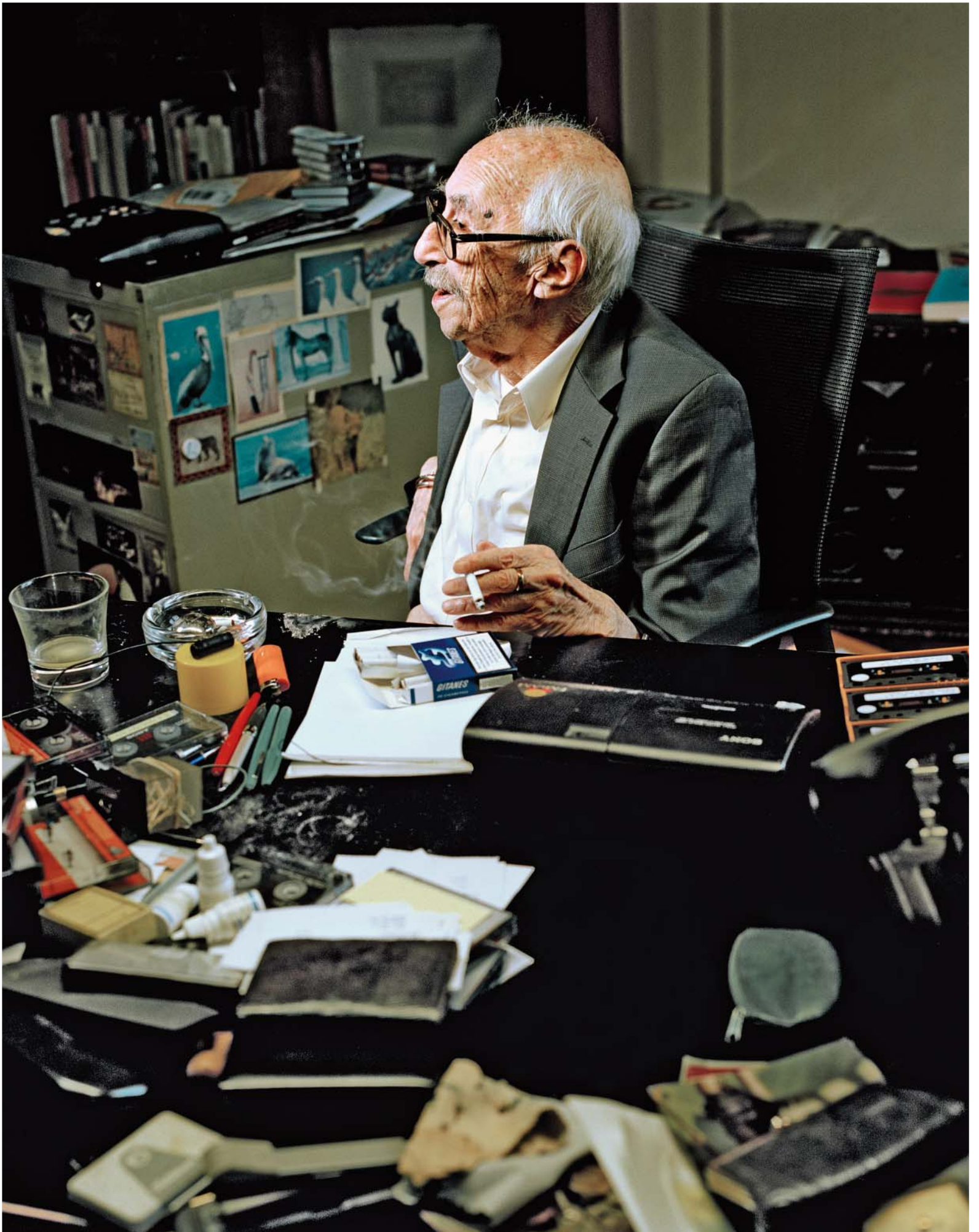
man habe etwas verschwiegen oder falsch gesagt. Oder wenn Sie ein Irrer werden; der Lebenslauf dient dem Psychiater dazu, Sie zu den Akten zu legen. Es ist so schwer auszuwählen, aber das überlasse ich Ihnen. Ich bin weitschweifig wie die meisten alten Leute.

Aber was bei Ihnen frappiert, ist die Diskrepanz zwischen dem körperlichen und dem geistigen Zustand.

Ja, das ist seltsam. Ich wurde ja 1916 in Polzela geboren, heute Slowenien, damals gehörte es noch zur österreichischen Monarchie, und ich hatte eine um drei Jahre ältere Schwester und einen jüngeren Bruder, die beide schon gestorben sind. Die hatten kein schlechtes Leben, aber ich bin so völlig anders geworden als sie. Meine Schwester war eine lebens- und kontaktfreudige Natur, und der Bruder war ein Workaholic. Mein Vater war ein absoluter Herrscher in unserer Familie; mein Bruder ist nach Amerika ausgewandert, um einen Ozean zwischen sich und dem Vater zu haben. Meine Schwester ging, als die Nazis in Jugoslawien einmarschierten, nach Lugano und nahm dort eine Stelle als Buchbinderin an. Sie hasste den Beruf, aber sie machte es, weil es der Vater so gesagt hatte, der immer alles am besten wusste. Ich habe diesen Gehorsam nie mitgemacht, und so konnte ich den Beruf wählen, den ich wollte.

Sie sind Psychoanalytiker. Was würden Sie bei sich selbst als kindliche Schlüsselszene bezeichnen?

Ich wollte eben mit meinem Exkurs sagen, dass das Thema der Diskrepanz schon früh angefangen hat. Ich bin mit einer Missbildung des Beckens zur Welt gekommen. Im zweiten Lebensjahr hat man gemerkt, dass der ansonsten lebhafteste und gesunde Junge nicht aufstehen konnte. Ich wurde dann eingegipst, von den Fusssohlen bis unter die Arme, mit gespreizten Beinen, während zweier Jahre. Von Zeit zu Zeit wurde der Gips gewechselt, weil ein Kind ja wächst. Als ich dann aus dem Gips rauskam, waren die Beine ganz verkümmert, und ich musste das Gehen erst erlernen. Geblieben ist zeitlebens ein Hinken. Ich habe diese Schwäche überkompensiert und war sehr auf Sport aus. Im Tennis war ich in der Rangliste des alten, königlichen Jugoslawien auf Platz zehn, besonders gelobt wurde meine gute Beinarbeit. Allerdings konnte ich nicht über das Netz springen, was meine Kollegen immer gerne vor-machten. Mit neun bekam ich ein Pony und begann zu reiten, und später war mir das



Arzt ohne Grenzen: Dr. Parin.

Springreiten wichtig. Ich konnte also mit Hilfe des Pferdes tun, wozu ich allein nicht fähig war. Mit 23, als ich aus Jugoslawien nach Zürich kam, um meine Medizinstudien abzuschliessen, gab ich dann auch den Sport auf. Aber indem ich die medizinische Laufbahn einschlug, führte ich diese Beschäftigung mit dem Körperlichen weiter. Wieso ist man so geworden, wie man ist? Wenn man *eine* Ursache findet, ist sie sicher falsch. Aber es gibt ein Zusammenwirken von Faktoren im Laufe der Zeit, und der beschriebene war sicher ein wichtiger.

Macht sich so ein traumatisches Erlebnis auch Jahrzehnte später noch bemerkbar?

1963 war ich an einem psychoanalytischen Kongress in Kopenhagen, und da hat ein Doktor Arlov einen Vortrag gehalten über die Spätfolgen ebenjener Eingipsungs-Behandlung, deren Opfer ich als Kind gewesen war. Seine Behauptung war: Solche Kinder würden später zwangsläufig schizophren. Ich ging nach seinem Referat zu ihm und sagte: Ich wurde genauso behandelt,

«In Abständen von Monaten oder Jahren hatte ich wahnsinnige Wutanfälle.»

bin aber nicht schizophren geworden. Er war sehr interessiert und fragte mich über mein Leben aus. Ich erzählte ihm, ich sei jetzt Ende vierzig und hätte mein Lebtag nie die mindesten psychotischen Symptome gezeigt. Am Ende sagte er: Sehr interessant, Herr Kollege, aber was noch nicht ist, kann ja noch werden.

Diese unglaubliche Einschränkung in der frühen Kindheit hat keine Spuren hinterlassen?

Ich bin im Allgemeinen ein ausgeglichener Mensch. Aber es gab eine wiederkehrende Störung, die war sehr seltsam. Ich habe manchmal, bei bestimmten Anlässen, wahnsinnige Wutanfälle bekommen und bin auf die Leute – was mir sonst gar nicht liegt – physisch losgegangen. Nachher hatte ich jeweils eine Erinnerungslücke. In Abständen von Monaten oder Jahren ist mir das passiert. Einmal waren Goldy und ich für einen Vortrag in Wien. Es war Winter, und wir gingen in eine bekannte Bar etwas trinken. Da kam ein Betrunkener rein, ein kräftiger, grossgewachsener Mann, aber der Barmann, offensichtlich ein Jude, ein freundlicher, untersetzter Mann, sagte ihm höflich, sie würden jetzt gleich schliessen. Da begann der Gast, ihn grob antisemitisch zu beschimpfen. Das war uns unangenehm. Wir bezahlten, zogen die Mäntel an und gingen hinaus. Draussen blieben wir noch einen Moment in dieser Gasse in der Altstadt stehen, als plötzlich dieser Betrunkene wieder auftauchte und den Barmann, der im Eingang stand, erneut massiv be-

schimpfte. Von da an erinnere ich mich an nichts mehr. Als ich wieder zu mir kam, stand ich etwa hundert Meter weiter weg, und ich fragte Goldy, wie ich dahin gekommen sei. Sie sagte mir, ich sei wie ein wildes Tier auf diesen Riesenkerl losgegangen, der habe sich schlagartig umgedreht und die Flucht ergriffen, und ich rannte ihm nach. Ich sei erst wieder zu mir gekommen, als er ausser Sichtweite war. Der Goldy hat das sehr gut gefallen. Solche Anfälle hatte ich immer mal.

Und Sie selbst kriegten dabei nie etwas ab?

Nein, interessanterweise wurde ich dabei nie in eine Schlägerei verwickelt. Die Leute reagierten offenbar so, dass sie keinen Widerstand leisteten; als ob sie es mit einem Geisteskranken zu tun hätten, was ja in diesem Moment auch der Fall war. Einmal geschah es auch in Zürich, als ich einen Stapel Bücher in einer Mappe in die Bibliothek zurückbringen wollte. Da begegnete ich einer Gruppe Jugendlicher, die einen anderen aus Jux herumjagten und beschimpften. Plötzlich erwachte ich aus einer Bewusstlosigkeit. Die Jugendlichen waren weg, bloss einer lag vor mir auf dem Asphalt und daneben meine schwere Aktenmappe. Offenbar hatte ich einem der Angreifer die Mappe auf den Kopf gehauen. Die war sicher zehn Kilo schwer.

Und konnten Sie sich diese Aussetzer irgendwie psychologisch erklären?

Lange nicht. Erst in den achtziger Jahren hatte ich einen Traum, wo mir schlagartig ein Zusammenhang klar wurde. Das ist ein schönes Beispiel, dass die (Selbst-)Analyse unendlich ist. Ich träumte vom Gesicht meiner Mutter, als sie noch jung war. Es standen ihr Tränen in den Augen, die dann herunterrannen. Nur das. Da fiel mir irgendwann ein: Als ich damals im Gips war, tat es mir manchmal weh, und man musste mich umlagern. Aber weil dieser Gips so schwer war, musste meine Mutter jeweils eine zweite Person rufen, die Kinderfrau oder eine der vielen Hausangestellten, um mich umbetten zu können. Sie war normalerweise zu distanziert-damenhaft, um zu weinen. Aber da sind ihr die Tränen gekommen, weil sie diesem schreienden Balg, den sie sehr gern hatte, nicht helfen konnte. Und da entdeckte ich, dass ich mich bei diesen seltsamen Wutanfällen mit anschliessendem Gedächtnisverlust wahrscheinlich jeweils mit ihr identifizierte angesichts eines hilflosen Menschen. Ich hatte diesen Traum, als ich mit einer Analysandin zu tun hatte, die an Ängsten litt, aber nicht an eigenen, sondern an denjenigen der Eltern. Und das war ja in diesem Fall auch bei mir der Fall: Ich identifizierte mich mit der mitleidigen, hilflosen, ergriffenen Mutter.

Sie waren bei diesen Wutanfällen eigentlich die Mutter, das Opfer stand für den kleinen Paul?

Ich weiss nicht genau, wie man die Personen verteilen muss. Das Seltsame ist, dass ich je-

weils in blinder Wut Leuten zu Hilfe eilte, die mich eigentlich gar nichts angingen. Wenn ich selbst oder Freunde antisemitisch angegriffen wurden, dann konnte ich normalerweise cool und schlagfertig reagieren. Ich sagte mir: Wenn ich diesen Traum richtig gedeutet habe und diese Anfälle etwas mit einer Mutteridentifikation zu tun haben, dann sollten die Anfälle nicht wiederkehren. Und tatsächlich wiederholten sie sich – bis heute jedenfalls – nicht mehr.

Wenn Sie so auf ihr langes Leben zurückblicken, sehen Sie da ein wiederkehrendes Muster?

Die Konstante ist die dauernde Veränderung. Anfangs wollte ich Tierarzt werden, dann Menschenarzt. Ich studierte Medizin und wollte Chirurg werden; denn ich sah, dass ein Weltkrieg im Anzug war, und dachte, da braucht man am ehesten Chirurgen. 1944/45 nahm ich als Freiwilliger zusammen mit meiner Frau an der 1. Chirurgischen Mission der Centrale Sanitaire Suisse bei der jugoslawischen Befreiungsarmee teil. Nach dem Krieg liess ich mich in Zürich zum Neurologen ausbilden und wurde Oberarzt. Aber dann machte ich eine Psychoanalyse und eröffnete 1952 eine eigene Praxis als Analytiker. Aber nach wenigen Jahren fanden meine Frau und ich: Wir sind zu jung, um für den Rest des Lebens nur noch hinter der Couch im Lehnstuhl zu sitzen. So unternahmen wir 1954 eine

Zur Person

Viel Freud, viel Ehr

Paul Parin wurde 1916 in Polzela im heutigen Slowenien geboren. 1939 kam er zum Medizinstudium nach Zürich, wo er seither lebte, zusammen mit seiner Frau Goldy Parin-Matthèy, die 1997 verstarb. 1944/45 gingen die Parins mit einer Ärztemission der Centrale Sanitaire Suisse nach Montenegro, um den Tito-Partisanen zu helfen. 1952 bis 1990 unterhielten sie zusammen eine psychoanalytische Praxis in Zürich.

Berühmt wurde Parin vor allem durch seine psychoanalytischen Forschungen in Afrika, mit denen er – zusammen mit seiner Frau und Fritz Morgenthaler – die deutschsprachige Ethnopschoanalyse begründete («Die Weissen denken zuviel», 1963, und «Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst», 1971).

Parin wandte die Psychoanalyse auch immer wieder als kritische Gesellschaftswissenschaft auf die eigene Kultur an («Subjekt im Widerspruch», 1986). Seit den achtziger Jahren ist er auch als Erzähler hervorgetreten («Die Leidenschaft des Jägers», 2003). 1995 erhielt er den Ehrendoktor der Universität Klagenfurt, 1997 den Sigmund-Freud-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. (ds)

halbjährige Reise nach Ghana, das damals noch Gold Coast hiess. Nachher studierten wir autodidaktisch, aber sehr ernsthaft Völkerkunde und merkten, dass wir die Psychoanalyse auch als Forschungsmethode einsetzen könnten. Das führte zu sechs Forschungsreisen nach Afrika, zwischen 1955 und 1971, von denen wir manchmal scherzhaft sagten, dass sie uns eine Midlife-Crisis ersparten, so faszinierend waren sie.

Und daraus entstand die Ethnopschoanalyse?

Ohne dass wir das ursprünglich geplant hatten. Wieder eine neue Identität. Als wir langsam zu alt wurden für solche strapaziösen Aufenthalte und auch die Fähigkeit,

«Bis zu meinem 17. Lebensjahr ging ich nie zur Schule. Das erspart einem enorm viel Zeit.»

Sprachen zu lernen, nachliess, begannen wir, Ethnopschoanalyse in der eigenen Kultur zu betreiben. Wir schrieben zum Beispiel einen Aufsatz über «Typische Unterschiede zwischen Schweizern und Süddeutschen aus dem gebildeten Kleinbürgertum». Der ging aus den Erfahrungen mit unseren Analysanden hervor. Was eine weitere Berufsidentität betrifft, die literarische, so hatte ich schon immer gerne geschrieben, aber erst 1980 das erzählerische Buch über Slowenien – «Untrügliche Zeichen von Veränderung» – geschrieben, ursprünglich für Freunde, die von meinem Leben vor 1945 nichts wussten. Nach der Schliessung unserer Praxis 1990 intensivierte ich dann das Schreiben; bis zu meiner Erblindung letztes Jahr.

So viele Identitätswechsell!

Und freiwillige! Nicht selbstverständlich in diesem schrecklichen 20. Jahrhundert.

Haben Sie eine Theorie darüber, woher diese Lust an der Verwandlung bei Ihnen herrührt?

Ich bin in einer sehr wohlhabenden Familie aufgewachsen; aber der Erziehungsstil entsprach dem des 19. Jahrhunderts: sehr enge, patriarchalische Vorgaben. Wären diese Kinder in einer Dreizimmerwohnung aufgewachsen, sie wären alle unbedingt therapiebedürftig geworden. Stattdessen war unser Schloss Novikloster ein weites Landgut mit allen Möglichkeiten. Zudem gab es einen Widerspruch: Zwar verlangte mein Vater strikte Anpassung, aber zugleich sollten wir mit fünf, sechs Jahren vollständig selbständige Menschen sein. Das gab mir einen Freiraum. Ich konnte mir eine Neugier bewahren. Sogar zu Beginn des Krieges, als man wusste, was Hitler mit den Juden vorhatte, wollte ich nicht auswandern. Unsere Familie war jüdisch, viele Verwandte emigrierten. Aber ich war neugierig, wie sich das entwickeln würde, und dachte: Ich komme immer durch.

Können Sie ein Beispiel geben, um die Art Ihres Aufwachsens zu veranschaulichen?

Ich wurde von Hauslehrern unterrichtet. Bis zu meinem 17. Lebensjahr ging ich nie zur Schule. Das erspart einem enorm viel Zeit und bedeutete eine heute unvorstellbare Freiheit. Aber dann sagte ich den Eltern: Ich kann doch nicht erwachsen werden, ohne je zur Schule gegangen zu sein. Ich ging dann 1933 noch für ein Jahr aufs Realgymnasium in Graz. Praktisch alle Lehrer und Schüler waren Nazis. Ich hatte also keine Schulkollegen, sondern eine Horde von Feinden. Da hab ich gelernt, wie man mit Nazis zusammenleben kann, ohne totgeschlagen zu werden.

Und da wurden Sie Marxist?

Nein, das war in Zagreb. Ich wollte in der Schweiz studieren, aber mein Vater bestimmte, ich solle nach Zagreb gehen, obwohl ich kein Serbokroatisch verstand. Also ging ich nach Zagreb, besuchte die Uni allerdings ausser für Praktika nie. Trotzdem war es mein lehrreichstes Universitätsjahr. Ich trieb Sport, lernte viele interessante linke Leute kennen, und am Nachmittag las ich in der Bibliothek Marx, Engels und Lenin.

Würden Sie sich immer noch als Marxisten bezeichnen?

Ich weiss nicht. Ich würde mich als Schriftsteller bezeichnen.

Ihre ethnopschoanalytischen Bücher, als Verbindung von Psychoanalyse und Marxismus, waren für mich oft etwas dogmatisch, was so gar nicht zu Ihrem befreienden Impetus passt. Sie betrieben dort Psychoanalyse als Sozialisationsforschung: Das Innere wird – ganz materialistisch – auf das Äussere zurückgeführt. Heisst das nicht, Freud arg zu verkürzen?

Worin sehen Sie das Dogmatische daran? *Anfangs nahm Freud ja an, seine neurotischen Patientinnen seien als Kinder sexuell verführt worden. Dann revidierte er seine Ansicht: Die Verführung kann auch bloss fantasiert sein. Wenn Sie nun beispielsweise schreiben, die bei den Agni verbreiteten Pfefferschoteneinläufe förderten eine homosexuell-passive Einstellung, dann fallen Sie doch eigentlich hinter die Psychoanalyse zurück, indem Sie das Psychische einfach auf Milieu und Erziehung zurückführen.*

Das ist eine gute Frage. Bei unserer ersten Forschung, bei den Dogon in Mali, wollten wir einfach sehen, ob man auch Psychoanalyse in einer ganz anderen Gesellschaft betreiben kann. Die Antwort in unserem Buch «Die Weissen denken zuviel» war: Ja. Erst im Buch «Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst» über die Agni der Elfenbeinküste versuchten wir Ethnopschoanalyse, das heisst Gesellschaft und Psyche in Bezug zueinander zu setzen. Sie mögen recht haben mit Ihrer Kritik, dass wir altmodische Psychoanalyse betrieben; die hat sich seit 1971, als das Buch erschien, natürlich weiterentwickelt. Aber ich glaube nicht, dass wir soziogenetische Psy-

chologie betrieben. Amerikanische Kritiker warfen uns im Gegenteil vor, wir würden der Fantasie zu viel Bedeutung geben.

Aber kann man überhaupt von einem Milieu auf eine Persönlichkeit schliessen? Sie hatten einen autoritären Vater, wurden dann aber ganz anti-autoritär. Abgesehen davon, dass Sie selbst geschildert haben, wie die drei Geschwister ganz unterschiedlich aus derselben Erziehung hervorgegangen sind.

Hatten Sie wirklich den Eindruck, wir vertraten in den Büchern so eine Abbildtheorie? Wir haben einfach bei den Agni beobachtet, dass sie keinen Besitz bewahren konnten, und sie hatten diese Überzeugung, dass man ihnen das, was sie behalten wollen, wieder wegnehmen würde. Deshalb konnten sie auch nicht reich werden. Wir brachten das in Beziehung zu diesen Einläufen, mit denen gewissermassen ein Zurückhalten verunmöglicht wird, aber wir sahen es nicht als Kausalkette. Wir wollten keinen marxistischen Reduktionismus betreiben, aber es ist natürlich wichtig, wenn man Psychoanalyse betreibt, auch die

«Im Rückblick auf das 20. Jahrhundert würde ich zögern, von Fortschritt zu sprechen.»

sozialen, politischen und ökonomischen Gegebenheiten zu berücksichtigen.

Aber was Sie über die Agni sagten, gilt ja mehr oder weniger für Afrika als Ganzes: Es wird nicht reich.

Ein Grund dafür ist wohl, dass die Clanstrukturen nie gebrochen wurden. Ein guter Politiker ist einer, der die alten Clanstrukturen so verwaltet, dass sie ihn hinauftragen in eine Schicht, die Frantz Fanon als «Schwarze Haut, weisse Maske» beschrieb. Nach aussen hat sich diese Elite an die westliche Kultur angeglichen; aber was passiert, wenn diese Maske fällt, sieht man beispielsweise an Mugabe. Nachdem er den Marxismus fallen liess, ist er einfach in das alte Stammesdenken zurückgefallen.

Glauben Sie eigentlich an Fortschritt?

Ja, aber mehr im Sinne einer Utopie. Im Rückblick auf das 20. Jahrhundert würde ich zögern, von Fortschritt zu sprechen. Manchmal beschreibt man die Geschichte ja als Spirale; alles kehrt wieder, aber auf einer anderen Ebene. Dem würde ich zustimmen, bloss dass die Spirale vielleicht nicht steht, sondern liegt.

Weltwoche-Redaktor David Signer ist der Autor von **Konstruktionen des Unbewussten** (Passagen-Verlag, 1994), das sich kritisch mit Parins ethnopschoanalytischen Forschungen in der Elfenbeinküste auseinandersetzt.

Am Sonntag, 24. September, findet im Grosse Vortragsaal des Kunsthauses Zürich eine öffentliche Feier zu Parins 90. Geburtstag statt.